Nr. 34 — Leipzig, den 14. August — 1887

Ausgabe am Donnerstag
Expedition: Königsstraße 20

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt

für die gebildeten Glieder der evangelischen Kirchen

Abonnementspreis:
Vierteljährlich 1 Mark 50 Pf.

(Post=Zeitungskatalog Nr. 1837a)

Insertionsgebühr:
Für die dreigespaltene Zeile 30 Pf.

Inhalt: Erntegedanken. 4 — Religion und Wissenschaft. 1 — Der Streit ums Bekenntnis und der Evangelische Bund — Belgische Zustände — Tagebuchblätter aus Italien. 3 — Zur Kennzeichnung römisch=katholischer Frömmigkeit. 2: Das Gewicht des Rosenkranzes; Laudabiliter se subjecit; Beschimpfung Luthers und des Protestantismus; Ultramontaner Patriotismus — Verschiedenes: Zur Geschichte des Lutherrocks; Richtige Auslegung eines Kaiserworts; Der Küster von Gastein; Freundlichkeiten zwischen Berlin und Rom; Zu § 166 des Reichsstrafgesetzes; Jubiläumsgeschenk der Karthäuser; Auch ein „armer Reisender“

Erntegedanken

4

Was der Mensch säet, das wird er ernten. Wer auf sein Fleisch säet, der wird von dem Fleisch das Verderben ernten. Wer aber auf den Geist säet, der wird von dem Geist das ewige Leben ernten. Lasset uns aber Gutes thun und nicht müde werden; denn zu seiner Zeit werden wir auch ernten ohne Aufhören. (Gal. 6, 7—8.)

Erntefreude herrscht um uns her. Sind auch nicht alle Hoffnungen erfüllt, ist auch hier und da die Ernte=Geduld ein wenig auf die Probe gestellt worden, das Werk ist doch wieder einmal gethan oder wird bald gethan sein, und das ist Freude. An solcher Freude soll jedermann teilhaben, auch wer keine Hand an dem Werke gerührt hat. Denn wir wollen nicht vergessen, daß so ungefähr zwei Drittel von allen Mitchristen im deutschen Lande Saat und Ernte als die Hauptaufgaben ihres irdischen Daseins zu betrachten haben. Mit der Lösung dieser Aufgabe hat ihr Denken und Thun jahraus jahrein sich zu beschäftigen, und je nachdem sie sich hat lösen lassen, wechselt lebhafte Freude mit Unzufriedenheit oder gar Verzagtheit. Und weil's ihrer so viele sind, welche solchem Wechsel unterworfen sind, so muß der Wechsel selber ein Gegenstand der Teilnahme sein für alle Christen. Seit sie besteht, bittet die christliche Kirche um das tägliche Brot und begleitet die Arbeit, welche in der Erntezeit ihren Gipfelpunkt erreicht, mit heiliger Anrufung des großen Herrn der Ernte, damit er den irdischen Segen für Haus und Scheuer und die rechte Dankbarkeit und Genügsamkeit in den Herzen verleihe. Aber alle Gebete der Christenheit, und wenn sie überall die ernsthaftesten und gläubigsten wären, vermöchten Mißernte und ungenügende Ernte nicht aus der Welt zu schaffen. Hagelschlag, Dürre und Nässe gehören zu den Unvollkommenheiten dieses zeitlichen Wesens. Der Mensch soll gegen diese Hindernisse der Erntefreude ankämpfen, wie er kann, aber er wird sie nie beseitigen, und wenn das eine beseitigt ist durch allerlei Maßregeln, so wird sich ein anderes einstellen; unsere Zeit weiß davon zu reden.

Darum lenkt die heilige Schrift der Menschen Herzen auf die Betrachtung einer andern Ernte hin, deren Freude vollkommen ist. Unser Heiland vergleicht mit der fröhlichen Erntearbeit die Arbeit des Reiches Gottes, das Gewinnen der Seelen für die ewigen Scheuern. Der Apostel nennt die Worte der Barmherzigkeit eine Saat und die Freude daran, daß wir sie gethan haben, eine Ernte. Ja, er stellt das ganze christliche Thun und Lassen, die ganze Herzensbeschaffenheit eines Christen mit ihren Folgen unter das Gleichnis von Saat und Ernte: Was der Mensch säet, das wird er ernten. Das ist die allgemeinste Form des Gleichnisses, aus welcher unser Sprichwort entstanden ist: Wie die Saat, so die Ernte. Ja, das menschliche Thun in Leichtfertigkeit und Nachlässigkeit, in Ungerechtigkeit und Bosheit hat seine entsprechenden Folgen, die sich so zweifellos einstellen, wie der Anblick eines kümmerlichen Erntefeldes, wenn der Acker ohne Sorgfalt bestellt und besät worden ist.

Aber der Apostel giebt der Sache noch eine andre Wendung. Er vergißt zunächst das einzelne Thun, er nimmt einen höheren Standpunkt der Beobachtung ein und überschaut mit einem male das ganze Gesamtwesen eines Menschen, um die Richtung zu unterscheiden, nach welcher hin sich all sein Thun bewegt. Wer auf sein Fleisch säet, der wird von dem Fleisch das Verderben ernten. Alles Fleisch ist vergänglich; aller Dienst des Fleisches ist ein Dienst der Vergänglichkeit, selbst wenn der Dienst an und für sich eine löbliche Leistung wäre. Mildthätigkeit ist gewiß etwas Löbliches; aber wenn sie aus Ehrgeiz oder sonst selbstischer Absicht geübt wird, so zielt sie nur auf dieses vergängliche Dasein und findet mit ihrem Werte hier ihr Ende. Damit, daß ein einzelner Mensch sich selber einen Kitzel bereitet, kann der ewige Herr des Himmelreichs für seine ewigen Zwecke nichts anfangen. Im Reiche Gottes sollen wir eingetaucht werden in die allgemeine, selige Freude der Kinder Gottes; da ist es nicht denkbar, daß der Einzelne noch, so zu sagen, eine Privatfreude genieße, wie die Süßigkeit des Ruhmes, daß er ein mildthätiger Mann gewesen ist, weil er die Mittel dazu hatte und ein Lüstchen darnach fühlte. Was in der Liebe geschieht, was ein Mensch denkt, redet und thut, um andre Menschen zu erquicken, zu fördern, zu erhalten in ihrem leiblichen und geistlichen Wohl, das hat Wert für die Ewigkeit, mag's nun ein Blick des Erbarmens aus freundlichen Augen sein oder eine Stiftung von Tausenden für Arme und Notleidende. An solch eine Richtung des menschlichen Thuns denkt der Apostel, wenn er sagt: Wer auf den Geist säet, der wird von dem Geist das ewige Leben ernten. Das ist der Geist des Herrn Jesu, der verheißene Tröster und Helfer, der die Liebe Gottes in ihrer herrlichsten Offenbarung der Welt verkündigt hat. Die Verkündigung lautet: Du, der du mich hörst, du bist für die Ewigkeit bestimmt; du sollst einen ewigen Wert empfangen aus dem Gnadenschatze der ewigen Liebe, du sollst Sinn und liebende Teilnahme empfangen für dieses Reich der Liebe, daß du selber mit ihm verwachsest und andre zu ihm ziehen helfest. Das ist es, was unser Heiland sagt: Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit! Dahin all sein Dichten und Trachten, all sein Reden und Thun lenken als nach dem letzten, höchsten Ziele, das heißt auf den Geist säen. In dieser Richtung unsers ganzen christlichen Daseins sollen wir ausharren. Das nennt der Apostel: Gutes thun, nämlich das Gute, das Rechte thun, wie es sich ziemt für die, welche nach dem Reiche Gottes trachten.

Und dabei sollen wir nicht müde werden. Die Gefahr der Ermüdung liegt nahe. Ewige Ziele ins Auge fassen, auf ewige, nicht sichtbare Ziele lossteuern, das fordert Entsagung, das fordert Mut. Irdische Aussaat belohnt sich irgendwie

durch irdische Ernte in wenigen Monaten; die ewige Ernte will erwartet sein in großer Geduld. Aber zu seiner Zeit werden wir ernten. Eine Saat der Gerechtigkeit und der Liebe muß aufgehen und muß Früchte bringen; ist das nicht wahr, dann ist nichts mehr wahr in dieser Welt, dann thäten die armen Menschen recht, welche ihre Sache auf nichts gestellt haben, und wären die eigentlichen Weltweisen. Freilich geistliche Saat ist so oft Thränensaat, aber schon aus dem alten Bunde heraus klingt uns das selige Wort entgegen: Die mit Thränen säen, werden mit Freuden ernten (Psalm 126). Und das wird eine Ernte sein voll reinster, dauernder Freude, nicht ein Vergnügen über verdienten, ausgerechneten Lohn, wie der thörichte Unglaube gerne meint, sondern eine selige Freude, wie sie das Kind fühlt im warmen Sonnenschein der Elternliebe, eine echt kindliche Freude, die sich nicht selber aufhebt durch Rechnen und Taxiren, sondern sich selber beständig nährt in Jubeln und Jauchzen, wie unter dem Christbaum. Ja, ewige Geisteserernte ist ewiges Weihnachten! B K

Religion und Wissenschaft

Gesammelte Reden und Abhandlungen von Prof. Dr. Rudolf Seydel. (Breslau Schottländer, 1887. 417 S.; ungeb. 7,50, geb. 9 Mk.)

1

Unter obigem Titel hat Rudolf Seydel, Professor der Philosophie in Leipzig, siebzehn verschiedenartige Reden und Abhandlungen herausgegeben. Wir finden da sehr lehrreiche, schön geschriebene Aufsätze über die Entwicklung und Anschauung hervorragender Philosophen wie Schleiermacher, Schelling, Ch. H. Weiße, Th. Fechner, Lotze; ferner einige Artikel zur Naturbetrachtung und Philosophie, in welchen der rohe Materialismus und die mechanische Welterklärung mit großem Geschick und ansprechender Klarheit und Faßlichkeit bekämpft werden. Die dritte Abteilung endlich ist „Theologie" überschrieben und enthält die Abhandlungen: Glaube und Unglaube, Gottessohn, Buddha und Christus, der stellvertretende Sühnetod Jesu, die Zukunft der Kirche.

Als den „roten Faden" dieser bunt wechselnden Sammlung bezeichnet der Verfasser selbst das „Suchen nach einer Philosophie, die zugleich religiös und wissenschaftlich ist, zugleich fest auf dem Boden der Naturerfahrung steht und den Wahrheitsgehalt christlicher Theologie in sich aufgenommen hat. In diesem Sinne ist der Verfasser nun schon länger als ein Vierteljahrhundert für eine Gottes- und Weltanschauung thätig, deren allgemeinen Charakter er in Beziehung zu jenen äußersten Endpunkten so bezeichnen kann: es gilt die Naturansicht zu durchgeistigen und mit religiösen Fundamenten in Verbindung zu setzen; es gilt die Theologie von Unnatürlichem zu reinigen und mit allem andern wissenschaftlichen Erkennen in Einklang zu erhalten." Er sieht in der von ihm vertretenen „Denkrichtung," welche im wesentlichen die des „Deutschen Protestantenvereins" ist, „für nahe und ferne Zukunft das einende Band derer, die Wahrheit suchen." Das ist ein großes Wort!

Die Leser des Gemeindeblattes wünschen gewiß auch zu denen gezählt zu werden, welche „Wahrheit suchen." Ob nun wohl wirklich die Wahrheitssucher als solche gerade dieser Denkrichtung sich anschließen müssen, deren oberste Aufgabe die Versöhnung der Feindschaft und Ausgleichung des Gegensatzes bildet, in welchen Naturansicht und Theologie sich gebracht haben? Soviel hat die Entwicklung dieser soviel und heftig umstrittenen Frage in den letzten Jahrzehnten schon gezeigt, daß die Vermittlerrolle zwischen den feindlichen Lagern eine sehr undankbare und man von beiden Seiten diesem Standpunkt als einem zwitterhaften, unselbständigen und haltlosen sehr wenig gewogen ist. Indes jeder „ehrliche Makler" muß ja mit dieser Ungunst der Parteien rechnen und darf sich in seiner humanen Aufgabe durch das Geschrei der Leidenschaft auf beiden Seiten nicht beirren lassen. Und die Annahme, daß die Wahrheit, dieses edle Gut, zwischen den Extremen gerade in der Mitte liege — zwar nicht in der skeptisch „indifferenten," aber in der „zusammenfassenden Mitte," wie Seydel etwas geheimnisvoll sagt —, dieses Axiom ist ja auch so rund und nett, dem Unbefangenen mit seinem gesunden Menschenverstande so unmittelbar einleuchtend und für den, der es mit beiden Parteien nicht verderben mag, sondern sich gerne als einer, dem nichts Menschliches fremd ist, fühlt, so anmutend und brauchbar!

Doch wir wollen mit unserm Urteil über Professor Seydels Buch und Denkrichtung nicht vorgreifen. Wir erklären vielmehr zunächst mit Befriedigung, daß uns seine Arbeit an dem ersten Teil seiner Aufgabe, „die Naturansicht zu durchgeistigen," sehr anerkennens- und beachtenswert erscheint; und die hierhin gehörigen Aufsätze besonders der zweiten Abteilung haben durch ihre für den Laien wohlverständliche Form ihr eignes Verdienst. Auch die treffliche Abhandlung über Lotze, den Philosophen, der ja vor allen in neuerer Zeit an die Vergeistigung der Naturansicht seine Kräfte gesetzt, wird unsre Leser zur Ergänzung des kürzlich in diesen Spalten über Lotze Mitgeteilten interessiren; sowie ebenfalls zur weiteren Ergänzung die Darstellung der Lotze verwandten Anschauung Fechners und als Gegenstück die vorzügliche Kritik des eiteln Philosophasters E. v. Hartmann, dieser falsch berühmten Größe des pessimistischen Nihilismus.

Ob nun aber der wahrheitssuchende Philosoph es nötig hat, zur Durchgeistigung der Naturansicht dieselbe mit „religiösen Fundamenten in Verbindung zu setzen," das ist eine wesentlich andre Frage. Wir möchten darin etwas weniger religiös sein als dieser Vermittler zwischen Religion und Wissenschaft. Denn wer mit den „religiösen Fundamenten" sich bei den Häuptern der Wissenschaft einführen will, dem wird doch auch wohl von dem rechtschaffenen Naturforscher, nicht bloß von dem weltanschauenden materialistischen Naturphilosophen, mit höflicher, aber sehr entschiedener Erklärung die Thür gewiesen. Man wird ihm den Bescheid geben: „Lieber Freund, lassen Sie unser Haus uns erst einmal selbst aufrichten und uns unsre eignen Fundamente aus dem reichen Boden der Erfahrung ausgraben und fest zusammenfügen; verschonen Sie uns, wenn irgend möglich, mit Ihren gutgemeinten religiösen Fundamenten — wenn sie überhaupt etwas andres sein sollen als eine wohlklingende Phrase —, da die Vermengung von Religion und Naturwissenschaft bisher im besten Falle nur Konfusion erzielt hat; und das haben Sie ja in ihrer Rede über Schelling an dem abschreckenden Beispiel dieses Naturtheologen selbst ziemlich unumwunden zugestehen müssen. Haben wir uns erst einmal in unserm erfahrungsgemäß begründeten Bau des Naturerkennens eingerichtet und gesehen, wie weit wir kommen können mit dem rein empirischen Wissen und Forschen, dann dürfen wir ja noch immer überlegen, wie wir uns mit der Religion vertragen können — ja sogar gern ihre Dienste in Anspruch nehmen, wenn unser Erkennen seine Grenzen findet!"

So ungefähr spricht der nüchterne, exakte Naturforscher — wohl zu unterscheiden von dem phantasirenden Naturphilosophen, der nicht Wissen, sondern Glauben lehrt, an die Stelle der christlichen seine materialistischen Dogmen der „mechanischen Weltanschauung" und Naturreligion setzt und für dieselben mit viel größerer Intoleranz unbedingten Glauben fordert und ein viel ärgeres sacrificio del' intelletto in Anspruch nimmt, als die verhaßte Orthodoxie es je gewagt hat, — aber alles natürlich im Namen der großen Wissenschaft: da darf man ja als „Gebildeter" nicht widersprechen. Mit diesen Herren, die von vornherein (a priori) über allen christlich-religiösen Glauben sich erhaben wähnen, ist natürlich nicht zu diskutiren; wer mit ihnen sich „versöhnen" will, der mag es auf seine Gefahr hin thun und zur Religion von Strauß' „Neuem Glauben" gelangen. Dies will aber Seydel natürlich nicht; er will sich nur „fest auf den Boden der Naturerfahrung stellen und zugleich den Wahrheitsgehalt christlicher Theologie in sich aufnehmen." Auf dieses Terrain wollen wir ihm gern folgen, müssen ihn dann aber bitten, statt der Verbindung der Naturansicht mit religiösen Fundamenten lieber an der richtigen Abgrenzung von Religion und Naturwissenschaft mitzuarbeiten; denn in solcher sorgfältig vorgenommenen Grenzregulirung, welche beiden Gebieten das ihrem eigentümlichen Wesen Zukommende zuspricht und alles

andre sorgsam absondert, welche die materialistische Welterklärung und Naturreligion in ihrer Haltlosigkeit ebenso abweist wie eine Theologie, die der exakten Naturforschung Vorschriften machen will — darin liegt die erste und wichtigste Bedingung der Aussöhnung der feindlichen Mächte.

Aber wie? Soll denn der Dualismus zwischen Religion und Wissenschaft in Permanenz erklärt werden? Soll man denn nie zu einer einheitlichen, harmonischen Ueberzeugung gelangen können, die doch unsrer zerfahrenen Zeit so dringend Not thäte? Sollen denn die Gebildeten zwischen den Extremen immer so haltlos hin und her schwanken? Diese brennende Lebensfrage ist hier natürlich nicht so einfach aus freier Hand zu beantworten; an ihrer befriedigenden Lösung mitzuarbeiten, ist ja eine der Hauptaufgaben auch unsers Blattes. So möchten wir im Nachfolgenden, an Seydels Ansichten anknüpfend, wenigstens einige Andeutungen dazu beibringen.

Um aber als vorläufigen „Vorschlag zur Güte" hier ein etwas gewagt triviales, aber wenigstens recht anschauliches Bild zu gebrauchen: Wie wäre es, wenn wir uns das Verhältnis von Religion und Wissenschaft oder Glauben und Wissen vorstellten, wie das Verhältnis der beiden Stockwerke eines Gebäudes zu einander? Das Fundament dieses unsers geistigen Hauses wäre natürlich nicht der Glaube oder die Religion, sondern die allgemeine, allen gemeinsame und allen zugängliche Grundlage der **Erfahrung**, der Erfahrung in, bezw. aus Natur und Geschichte. (In letzterem alles geschichtliche Werden des Einzelnen durch Erziehung, Umgang u. s. w. eingeschlossen.) Das untere Stockwerk ist dann das solide Wissen, das Erkennen und Durchforschen von Natur und Geschichte. Darauf erst erhebt sich (natürlich nicht als ein zeitliches Nacheinander in der Entstehung von Wissen und Glauben zu denken, sondern nur in der fertigen logischen Ordnung!) das zweite Stockwerk des Glaubens, welches zugleich das das ganze Gebäude deckende und schützende Dach trägt. So sind beide Gebiete sauber von einander geschieden als zwei disparate, inkommensurable Größen, wie man das nennt, die sich darum aber durchaus nicht verneinen und ausschließen. Verwirrung und Konflikt sind beseitigt. Ein Dach umschließt sie friedlich und verträglich, ja sie können nicht ohne einander sein — wenn nicht das untere Stockwerk etwa ganz ohne Dach sein will —; und der Zugang von unten nach oben und oben nach unten ist nicht nur durch verschiedne Treppen ermöglicht, sondern gegenseitiger freundschaftlicher Besuch der im oberen und unteren Stockwerk wohnenden Gedanken wird als erwünscht angesehen, mit der Bedingung natürlich, daß sie hernach wieder jeder an seinen Ort zurückkehren! Weiter möchten wir dieses immerhin etwas hölzerne Bild nicht ausmalen und müssen uns ausdrücklich gegen falsche Konsequenzmacherei verwahren: jeder Vergleich hinkt doch am Ende!

R H

Der Streit ums Bekenntnis und der Evangelische Bund

Der Evangelische Bund hat gleich seinen ersten Aufruf nicht ausgehen lassen, ohne ein bestimmtes Glaubensbekenntnis abzulegen. Es hieß darin:

> Das Programm dieses Bundes ist folgendes: Der Evangelische Bund bekennt sich zu Jesu Christo, dem eingebornen Sohne Gottes, als dem alleinigen Mittler des Heils, und zu den Grundsätzen der Reformation.

Demgemäß lautete § 2 des ursprünglichen, bereits in Erfurt vorgelegten Statutenentwurfs:

> Der Evangelische Bund setzt bei denen, welche ihm beitreten, als selbstverständlich voraus, daß sie sich zu Christo dem eingebornen Gottessohne als dem einigen Grunde des Heils bekennen und zu den Grundsätzen der Reformation ihre freudige Zustimmung geben.

Die Formulirung dieses Bekenntnisses hat Anlaß zu vielfachen Erörterungen, Mißdeutungen und Beschuldigungen gegeben. Nicht ohne Ursache. Denn es lag am Tage, daß bei der Gesamtheit derer, welche im Bunde gesammelt werden sollten, ein Einverständnis darüber nicht vorausgesetzt werden konnte, in welchem Sinne Jesus der eingeborne Sohn Gottes sei. Die Absicht jener Formulirung war ohne Zweifel die beste. Es lag die Erkenntnis zu Grunde, daß der Bund den Glauben an Jesum Christum, den alleinigen Heiland, bei allen seinen Gliedern fordern und voraussetzen muß; denn nur ein Christ, und ein evangelischer Christ, kann an der Arbeit, die gethan werden soll, sich beteiligen. Aber der Begriff „Gottes eingeborner Sohn" ist bereits ein solcher, bei welchem die **theologischen** Meinungsverschiedenheiten beginnen. Nicht nur insofern — wie vielleicht Nichttheologen geschwind zu urteilen geneigt sind — als negativ gerichtete Geister sich sträuben, Jesu diese Ehre zu geben; jeder Theologe weiß — und es schadet nichts, wenn die Gemeinde dergleichen auch erfährt —, daß ein so positiver Theologe, wie Professor Hofmann in Erlangen, die herkömmliche Auffassung der biblischen Bezeichnung Jesu als des „eingebornen Sohnes Gottes" nicht für richtig hielt. Dies eine Beispiel mag genügen, um zu zeigen, daß die Wahl gerade jenes Ausdruckes zu einer gemeinsamen Bekenntnisformel für die im Protestantismus vorhandenen verschiedenen theologisch-kirchlichen Richtungen gewiß nicht ganz glücklich war.

Diese Unzuträglichkeit hat sich denn auf eine doppelte Weise fühlbar gemacht. Einmal glaubten die Gegner des Bundes darin den vermeintlichen Rechtstitel gefunden zu haben, einen Teil der Unterzeichner und andre, die in ihrem Sinne sich anschlossen, der Heuchelei zu bezichtigen. Wieder andre, den so Bezichtigten gesinnungsverwandte Männer, die sonst ihre Kraft gern in den Dienst der Sache gestellt hätten, haben aus Furcht selbst vor dem Schein der Berechtigung jenes Vorwurfs sich vom Bunde zurückgehalten. Die von Hofmann angefochtene traditionelle Auffassung des Begriffs „eingeborner Sohn Gottes" ist eben noch heute die herrschende, rechtsgiltige: so bleibt die Frage offen, inwieweit Vertreter andrer Auffassungen berechtigt sind, durch Unterzeichnung gerade dieser Formel sich gewissermaßen zu legitimiren.

Es liegen eben hier die nämlichen Gewissensbedenken vor wie bei der Bekenntnisfrage im großen. In der römisch-katholischen Kirche giebt es keine Bekenntnisfrage: der Katholik unterwirft sich ein- für allemal unbedingt der Lehrautorität seiner Kirche, bez. des Papstes, gleichviel ob er sich deren Lehre innerlich zu eigen machen kann. Innerhalb der evangelischen Kirche gilt dagegen nur das Bekenntnis, welches auf persönlicher freier Ueberzeugung des einzelnen Kirchengliedes beruht. Die Annahme eines formulirten Bekenntnisses ohne innere, herzliche Zustimmung ist nach protestantischer Anschauung vor Gott — und folglich überhaupt — wertlos. Dagegen wird, sobald persönliche innere Aneignung gefordert werden muß, schon einer teilweisen, werdenden und wachsenden Zustimmung zu einem Bekenntnis ein Wert zukommen, den freilich Gott allein messen kann, den aber auch die Kirche anzuerkennen hat. Ja auch die in besonderm Sinne bekenntnistreuen Glieder der Kirche werden anerkennen müssen, daß, wo persönliche Aneignung stattfindet, auch eigentümliche Verbindungen von Eigenem mit dem Formulirten und historisch Gegebenen sich notwendig ergeben werden.

Diese ganze Bekenntnisfrage ist so schwer und ernst, daß wir sie nicht mit wenigen Zeilen erledigen können. Auch der Evangelische Bund wird sie nicht im Vorbeigehen geschwind zu lösen vermögen. Von dem Frankfurter Tage wird darum niemand erwarten, daß er eine Einigung aller in den evangelischen Kirchen Deutschlands jetzt thatsächlich vorhandenen theologisch-kirchlichen Richtungen im **Bekenntnis** durch irgendwelche ungeahnte Zauberformel zu stande bringen werde. Das ist der Weg zur Einigung nicht.

Sofern aber der Bund nun doch eine Stellung zur Bekenntnisfrage einnehmen muß, so giebt es unsers Erachtens nur zwei Möglichkeiten.

Entweder der Bund verzichtet überhaupt auf ein formulirtes Bekenntnis. Das, was ihn eint, was die Widerstrebenden zusammenzwingt, ist der gemeinsame Feind, der gemeinsame Kampf, die gemeinsame Arbeit. Der Bund ist ein **praktisches** Unternehmen, dessen Zweck in der Formel „Wahrung der deutsch-protestantischen Interessen," dessen allgemeiner Stand innerhalb der konfessionell geschiedenen Christenheit durch die Aussage „Evangelisch" bei aller Allgemeinheit klar und bündig ausge-

drückt ist, und je mehr er in die Praxis eingeht, desto mehr wird sich's zeigen, daß ein theologisch formulirtes Bekenntnis überflüssig ist.

Oder man spreche seine grundsätzliche Treue gegen die aus den Tagen der Reformation überlieferten klassischen Urkunden des Protestantismus kurz und bestimmt aus und überlasse es der Gewissenhaftigkeit des Einzelnen, die Einheit seiner Glaubensüberzeugung mit jenen Zeugnissen unsrer Alten zu prüfen und festzustellen. Es kann aber unter jenen Zeugnissen als Grund und Unterlage des Evangelischen Bundes nur eins in Frage kommen: das ist die Augsburgische Konfession. Einst dazu verfaßt, um die deutschen Protestanten als treue Zugehörige der Einen katholischen Kirche zu erweisen, ist sie späterhin das in allen Rechtshändeln bewährte und mit Gut und Blut verteidigte Kampfsymbol des Protestantismus geworden. Wenn ein formulirtes Bekenntnis festgehalten werden soll, so kann es unsers Ermessens kein besseres, einigenderes, für Rom und alle Gegner sonst verständlicheres geben als dies, daß wir uns bekennen zu Christus und zu den Grundsätzen der Reformation im Sinne der Augsburgischen Konfession. Dieser Lösung würden auch unsre deutschen Reformirten zustimmen können. Der deutsche Protestantismus hat kein Symbol von der gleichen inhaltlichen und geschichtlichen Bedeutung, und es wäre schön, wenn noch einmal, wie thatsächlich einst eine Zeit lang, das ganze evangelische Deutschland sich um dieses Panier sammelte.

Darüber werden alle Teilnehmer der Verhandlungen am 16. einig sein, daß das Werk durch lange Bekenntnisdebatten nicht aufgehalten werden darf. Arbeiten, Handeln ist auch ein Bekenntnis, und ohne Zweifel das beste und notwendigste, das der Bund abzulegen hat. Und so möchten wir an der Schwelle der wichtigen Tage noch einmal dringend fordern und erbitten die volle Bereitwilligkeit der verschiednen Parteivertreter, sich gegenseitig die Hand zu reichen, feindselige Hintergedanken weder zu hegen noch zu argwöhnen. Es giebt in Preußen — wir reden nicht vom Vorstande, aber aus Erfahrung — auch Freunde des Evangelischen Bundes, welche einfach nicht imstande sind, über die Parteigrenzpfähle hinauszublicken; eine erschreckende Unfähigkeit, große, gemeinsame Gesichtspunkte festzuhalten, tritt einem bei der dortigen Verbitterung der Parteien auf den verschiedensten Seiten entgegen. Was soll es z. B. — um nur eine öffentliche Kundgebung dieser Art aus den Reihen der dem Bunde wohlwollenden Blätter anzuführen —, wenn der kirchlich liberale Neue Ev. Gmbote den von uns in voriger Nummer berührten bundesfreundlicheren Artikel der D. Ev. Kz. schleunigst wieder so gehässig als möglich deutet? „Man will, heißt es da, augenscheinlich erst von Westen und Süden aus die orthodoxen Brüder in den Bund hineinschicken, und wenn sie das Heft in der Hand haben, den Augenblick für gekommen zu halten, trotz früherer Bedenken, die Führung übernehmen." Möge solchem engherzigen Wesen gegenüber in Frankfurt gründlich dafür gesorgt werden, daß über den großen Sinn, womit der Bund gedacht und gegründet ist, weder drinnen noch draußen einem Wohlwollenden noch Zweifel beikommen können.

Nach der andern Seite hin aber können wir eins bei dieser Gelegenheit nicht verschweigen. Unter allen Aeußerungen, die auf kirchlich positiver Seite jüngst gefallen sind, ist keine bedauerlicher und unwahrer als die: Rom stehe uns näher als der Protestantenverein. Der gemeinsame Boden des Apostolikums für Rom und der bekenntnistreuen Evangelischen ist ein reiner Wahn: denn was bedeutet das Apostolikum für Rom? Davon ein andermal mehr. Hingegen verbindet den orthodoxen mit dem kritischen Protestanten noch viel wertvolles religiöses Gemeingut und vor allem — was allein durch den religiösen Gemeinbesitz möglich — die evangelische Moral: wahrlich ein fester, weiter gemeinsamer Boden. Dieser gemeinsame Boden ist doch nicht nur dazu gut, um darauf miteinander zu streiten, sondern um ihn in gemeinsamer Abwehr zu verteidigen. Trotzdem wird und mag und soll ja weiter gestritten werden, nicht allein um der Herzenshärtigkeit der Menschen, sondern auch um der Sache, um Christi willen. Daß wir um Jesu Person miteinander streiten, ist auch eine Ehre, die wir ihm schuldig sind. Mit dem Bewußtsein der bestehenden und bleibenden ernsten Differenzen reichen sich Männer der verschiedenen Richtungen im Bunde zu gemeinsamem Werke die Hand. Und je gewisser einer in seinem Glauben und seinem Bekenntnis steht, desto freudiger muß er auch bei solcher Gelegenheit einmal gegenüber dem irrenden Bruder das Wort seines Heilands nachsprechen können: „Wer nicht wider uns ist, der ist für uns" (Luk. 9, 50).

R

Belgische Zustände

An den belgischen Zuständen können Verständige heutzutage viel lernen.

Die Lage des belgischen Arbeiterstandes ist geistig und materiell gleich trostlos. Im südlichen Belgien zwischen Soignies und Ecaussines sind etwa 8- bis 10 000 Steinbrecher beschäftigt, welche in den elendesten Verhältnissen leben. Wenn ein Arbeitgeber erklärt hat, den 1800 bei ihm in Arbeit stehenden Steinbrechern im Jahre 1886 zusammen 960 000 Franks Lohn ausgezahlt zu haben, so macht das bei dreihundert Arbeitstagen einen Tageslohn von 1,77 Franks pro Kopf; rechnet man die übrigen fünfundsechzig Tage des Jahres ein, so beträgt der Durchschnittslohn 1,43 Franks, also nur etwas über eine Mark; zum Leben offenbar zu wenig. — Jüngst trotzten zwei Ostender Fischerboote tagelang dem Sturme und dem Hunger, bis den Tapferen endlich Rettung wurde. Als diese Leute, die bei dem Rheder de Graeve in Dienst stehen, ihre Rechnung beglichen, wurde ihnen für ihre achtzehntägige Arbeit die Summe von 6 Frs. 35 Centimes pro Mann ausgezahlt, das ist 35 Centimes per Tag und just 5 Prozent von dem Werte ihres Fanges, der auf dem Genter Markte 459,87 Frs. eingebracht hat. Einigen von ihnen, die, zu Tode erschöpft, den Rheder gebeten hatten, mit der Eisenbahn von Gent nach Ostende zurückkehren zu dürfen, wurde von demselben bedeutet, daß sie sofort verhaftet würden, wenn sie ihr Schiff verließen. Die Fischer sind nämlich bei ihrem Engagement verpflichtet, einen Vertrag von sechs Monaten Dauer zu unterzeichnen, während welcher keine Unterbrechung des Dienstes gestattet ist, indes der Rheder sie jederzeit entlassen kann. Ja sie sind sogar gehalten, den Verlust von Netzen und Fischergeräten, die durch Orkanes Gewalt weggerissen werden, zum Teil zu ersetzen.

Diesen schreienden Ungerechtigkeiten und Notständen gleichen nun die Mißverhältnisse auf geistigem Gebiete. Neun Zehntel der Arbeiterbevölkerung besuchen keine Schule. Einen offiziellen Maßstab über den Grad der Volksbildung gewährte die Statistik über die Bildung der Rekruten.

In den Jahren 1882 bis 1884 betrug die Gesamtzahl der Rekruten 151 830. Davon wurden 23 694 als weder des Lesens noch des Schreibens kundig erkannt. Das bedeutet nicht weniger als 16 Prozent Analphabeten, ein wahrhaft erschreckendes Verhältnis in einem zivilisirten Lande am Ausgange des neunzehnten Jahrhunderts. Man muß aber nicht glauben, daß die andern Rekruten Leuchten der Wissenschaft waren. Der Bericht stellt vielmehr fest, daß 4678 andre Rekruten bloß lesen, aber nicht schreiben konnten, während 72 866 zwar des Lesens und Schreibens kundig waren, aber mit so geringer Fertigkeit, daß man auch die Bildung dieser jungen Leute eigentlich mit Null bezeichnen kann. Nur 50 592, also der dritte Teil der Rekruten, konnten eine Bildung aufweisen, wie man sie in Deutschland etwa unter den Bauern und Handwerkern findet.

Man kann angesichts dieser Dinge auf den Gedanken kommen, die Rezepte des Marquis Posa an einen die Niederlande knechtenden Tyrannen für mißachtet zu halten und nach Freiheit für ein gedrücktes Volk zu rufen. Aber Freiheit — Freiheit giebt es hier ja in Hülle und Fülle! Ist doch Belgien das Ideal des Liberalismus, der Musterstaat des Parlamentarismus. Das ist es ja gerade, daß hier jedermann freisteht, nicht in die Schule zu gehen. Und wenn neuerdings die Regierung einen Gesetzentwurf ausgearbeitet hat zur Bestrafung der Trunkenheit, so soll damit doch nicht sowohl die Freiheit sich zu betrinken eingeschränkt, als nur die Anweisung erteilt werden, sich in dem daraus hervorgegangenen Zustande der Unfreiheit nicht ertappen zu lassen. Denn es handelt sich da nicht

um vorbeugende Maßregeln, nicht um Einschränkung der Schankstellen. Brüssel allein hat 8000 Branntweinschänken. Zufolge der Kölnischen Zeitung kommt Belgien als biertrinkendes Land gleich nach Baiern und Württemberg, als branntweintrinkendes sofort nach Dänemark und Rußland. Der betreffende Korrespondent schreibt (25. Juni 1887):

Nach einer in Belgien selbst aufgestellten Nachweisung, welche ich teilweise nach deutschen Quellenwerken berichtigen konnte, beläuft sich der Bierverzehr in Baiern auf 210 Liter jährlich auf den Kopf der Bevölkerung, in Württemberg auf 187 Liter, in Belgien auf 166 Liter, im Vereinigten Königreich auf 126 Liter, im ganzen deutschen Reiche auf 84 Liter, in Dänemark auf 81 Liter; für die übrigen Länder sinkt das Verhältnis ganz bedeutend herab. Was den Branntwein betrifft, so stellt sich der Verzehr in Belgien auf 13 Liter, gegen 18 in Dänemark, 16 in Rußland, 11,5 in Schweden, 9,6 in Holland, 9 in der norddeutschen Steuergemeinschaft, 7,5 in der Schweiz und 5,35 im Vereinigten Königreich. Als 1883 der liberale Finanzminister Graux die Erhöhung der Branntweinsteuer um ein weniges durchsetzte, sodaß der Satz gegenwärtig etwa 17,50 Franks für 100 Liter reinen Alkohols beträgt, waren es die Klerikalen, welche sich mit der größten Liebenswürdigkeit an die ehrsame Sippschaft der Schnapsbrenner, -Fälscher und -Wirte anschmiegten, und dieser zum Opfer fiel wenigstens ein Teil der liberalen Abgeordneten bei den Wahlen im folgenden Jahre durch.

Was sonst in diesem freien Lande geschehen kann, das haben wir seit März vorigen Jahres mit Schrecken verfolgt. Aus den Fabriken von Mons und Charleroi stiegen die Feuersäulen auf; die Werke wurden verwüstet, Glashütten zerstört, Geschäftshäuser geplündert, in Lüttich — am 18. März 1886 — die Läden zertrümmert. Die Prachtwohnung des großen Glasfabrikanten Baudoux ging in Flammen auf; die wütenden Rotten eröffnen den Kampf gegen die endlich anrückenden Truppen des Generals Vandersmissen: bei Roux blieben sechsundzwanzig Aufständische auf dem Platze. Ein Sozialistenführer, Anseele, hat dafür den König öffentlich als „ersten Volksmörder“ bezeichnet; die „freien“ Geschwornen sprachen den Beleidiger frei. In Charleroi drohten die Soldaten selbst, mit den Sozialisten zu fraternisiren. Auch die Märztage dieses Jahres haben Szenen der Plünderung und des Mordversuchs im Hennegau sich wiederholen sehen. Ein Sozialistenkongreß in Gent hat nicht bloß allgemeines Wahlrecht, nicht bloß Einziehung von Kirchengütern oder Trennung von Staat und Kirche verlangt, er fordert auch Beseitigung des Königtums, ja Aufhebung des persönlichen Eigentums.

Der Staat scheint doch außer der bloßen — leeren — Freiheit auch noch etwas andres zu brauchen. Und was nutzt alle Freiheit, wenn man dabei zu verhungern droht?

In unserm deutschen Reichstage haben die Ultramontanen uns wiederholt die Versicherung erteilt: die Kirche, die römische Kirche — nur sie allein, aber auch sie gewiß — besitze die Kraft, der Revolution, und besonders auch ihrer schlimmsten Abart, der sozialistischen, Halt zu gebieten. Allein schon Herr von Puttkamer hat diese Art von Beweisführung mit dem Hinweis gerade auf Belgien zurückgewiesen. Mit dem denkbar größten Rechte: Belgien ist ein Eldorado der römischen Ideen. Nirgends ein so mächtiger Klerus, eine solche Armee von Mönchen und Nonnen, mit so viel Klosterfestungen, nirgends eine Herde, die sich im allgemeinen so willig leiten läßt, so empfänglich ist für Mirakel und Wunderwässer, nirgends so gutes Terrain für Erbschleicherei und alle Jesuitenkünste. Wie nun ein Teil mindestens der Klerikalen sich zur Abhilfe allgemeiner Mißstände stellt, hörten wir bereits oben, wo es sich um die Trunksucht handelte. Verlangt der selbst ultramontane Kriegsminister, welcher allerdings nebenher ein vielseitig gebildeter Mann ist, wie deren, mit der Kölnischen Zeitung zu reden, „die genußsüchtige und frömmelnde belgische Aristokratie nur wenige zählt,“ Stärkung des Heerwesens, so jammern seine Glaubensgenossen über die Sittenverderbnis im Heere; — der Minister replizirt, daß diese nicht schlimmer sei als an der belgischen Hochschule.*)

Rom freilich weiß auch mit seinen Belgiern zu handeln. Als die römische Kurie im September 1886 den katholischen Standesbeamten und Richtern verbot, eine Ehetrennung auszusprechen, richtete in der Kammer gelegentlich der Diskussion über den Posten eines belgischen Gesandten beim Papste der Graf de Kerkhove an den Prinzen Caraman-Chimay die Anfrage, ob jenes Dekret auch für Belgien gelte, wo die Ehetrennung seit achtzig Jahren rechtens ist. Der Minister verlas hierauf einen Brief des päpstlichen Nuntius in Brüssel, Msgr. Ferrata, worin gesagt wird, jenes Dekret bestehe nur für Frankreich, nicht aber für Belgien. Sonach ist eine und dieselbe Handlung nach katholischer Rechtsanschauung bald eine Sünde, bald wieder nicht, je nachdem man sie in Frankreich oder in Belgien begeht: ein katholischer Richter, welcher in Paris eine Ehe auflöst, hat sein Gewissen beleidigt; wenn er aber dieselbe Ehe in Brüssel auflöst, braucht er sich nichts vorzuwerfen. Man sieht: Il y a des accommodements avec le „ciel“; ja sie scheinen leichter als die mit der sozialen Revolution. Aber soll nicht gesagt werden: Die römische Geistlichkeit will die Revolution nicht überwinden, so bleibt ihr nur das bescheidene Eingeständnis, daß auch sie mit ihren Mitteln das Ungeheuer zu bändigen nicht imstande sei.

Es scheint wichtig, vielen thörichten Köpfen auch im protestantischen Lager gegenüber dies klar hervorzustellen: auch Rom hat — und selbst da, wo es fast schrankenlos regiert — kein unfehlbares Mittel zu Gebote, der Revolution Einhalt zu thun.

Wo ist Hilfe, wo sind Heilmittel zu finden? Sie wollen mit aller Weisheit bedacht und gewählt sein. Man kann auch Oel ins Feuer gießen. Ja gilt — wie die Kölnische Zeitung vom 15. Juli zu befürchten scheint — nicht überhaupt schon das verhängnisvolle: „Zu spät“? „Was vor zwanzig, selbst zehn Jahren noch mit Befriedigung von den arbeitenden Klassen aufgenommen worden wäre, kann dieselben heute, wo die soziale Aufregung sich mit dem politischen Radikalismus verbündet hat, unmöglich zufriedenstellen.“

Ein nächstes, freilich äußerliches wird sein, die öffentliche Macht — nach innen und für die Grenzen — zu stärken. Das Ministerium Beernaert — welches man nach einem vlämischen Spruche freilich „nicht Muschel und nicht Fisch“ ge-

*) In maßloser Weise feiert die klerikale Presse die gegen des Königs vom Papste unterstützten Wunsch erfolgte Ablehnung des persönlichen Militärdienstes als einen Sieg der Moral über die Sittenverderbnis. Der vielgelesene Brüsseler Patriote leistet in einem neuesten Artikel folgendes: „Die Kaserne ist eine Schule der Entsittlichung und Sittenverderbnis (une école de démoralisation et de dépravation), wo man die Jugend erniedrigt unter dem Vorwande, aus den jungen Leuten Männer zu machen. Ueberall in Belgien ist die Kaserne wie ein Vorposten verrufener Häuser (un avant-poste des maisons de débauche). Die jungen Seelen, welche in diesen Pfuhl geraten, versinken in dem Unrat dieses Schmutzes. Und was lehrt man in den Kasernen? Man entwöhnt die Soldaten der Arbeit und thut nichts, um sie vor der Entsittlichung, die ihnen von allen Seiten droht, zu bewahren. Die Kaserne ist mit einem Wort der Mittelpunkt der Korruption: Diebstahl, Trunksucht, Gotteslästerung und moralische Verkommenheit paaren sich daselbst. Die Herabwürdigung (dégradation) des Menschen, Bürgers, Christen und Wählers ist unerträglich. Das Blut der Jugend vergiften, das Familienleben untergraben, von der Arbeit entwöhnen, unsaubere Krankheiten und die Trunksucht fördern — das sind die einzigen Erfolge des Kasernenlebens und auf diese Weise arbeitet die Kaserne für die Größe des Vaterlandes.“ — Das Blatt behauptet übrigens, daß die hier geschilderten Zustände in noch ärgerem Maße in Deutschland und Frankreich herrschten!

Der Korrespondent der Kreuzzeitung, welchem wir dies entnehmen, bemerkt dazu: Was soll man dazu sagen, wenn ein vielgelesenes Brüsseler Blatt an erster Stelle in anderthalb Spalten ein Sammelsurium von derartigen Dingen veröffentlicht? Und welche Heuchelei liegt doch in den obigen Zeilen! Wenn es wahr ist, daß die Kaserne die Schule des Lasters ist, wenn man die Ueberzeugung hat, daß die jungen Rekruten moralisch und physisch heruntergebracht werden, weshalb sieht man dann ruhig zu, wie Arbeiter und Bauernknechte diesem Pfuhl des Lasters überantwortet werden? Oder handelt es sich für unsre Klerikalen bloß um die Rettung der Seelen reicher Bürgerssöhne? Das wäre die neueste Anwendung der Lehre von der christlichen Nächstenliebe, die darin bestünde, lediglich für das Seelenheil der besitzenden Klassen und nicht auch für jenes der Armen zu sorgen. Es ist merkwürdig, daß dieselben Blätter, welche jetzt ganze Seiten über die Immoralität in den Kasernen klagen, niemals über die zahlreichen „Fehltritte“ berichten, welche sich die belgischen und französischen Schulbrüder, Petits frères, Réverends pères und sonstige Klosterleute zu Schulden kommen lassen. Man kann kaum eine belgische oder französische Zeitung in die Hand nehmen, ohne nicht einem Prozesse zu begegnen, in welchem die geistlichen Schulbrüder wegen Verübung unsittlicher Handlungen vor Gericht erscheinen. Diese Prozesse sind fast zu einer ständigen Rubrik in den Tagesblättern geworden. Dort, in den vielen Klöstern, mit welchen Belgien bedeckt ist, würden sich Enthüllungen über das „sittliche“ Leben wahrscheinlich mehr verlohnen als in den Kasernen.

nannt hat — thäte sehr übel, wenn es die Vorschläge der berufenen Heeresleitung nicht nach Kräften unterstützte. Die militärischen Dinge liegen außerordentlich im Argen. Die Grenzboten schreiben darüber in einem bemerkenswerten Aufsatze: „Belgien und die sozialpolitische Frage“:

Die belgische Rekrutirung ist eine Ungerechtigkeit und zugleich eine Gefahr. Jeder Militärpflichtige zieht dabei eine Nummer, und wenn dies vorüber ist, werden die, welche die niedrigsten Nummern dabei gezogen haben, bis zur Ausfüllung der erforderlichen Zahl zurückbehalten. Wer von ihnen nicht dienen will, befreit sich, wenn er kann, von der Militärpflicht durch Zahlung von 1600 Franken. Infolge dieses Systems entzieht sich jeder Besitzende der Ableistung der Wehrpflicht, und nur das ländliche und städtische Proletariat ergänzt, teils weil es sich eine niedrige Nummer gezogen hat, teils weil es sich für 1600 Franken zur Stellvertretung anbietet, die Reihen der Armee, die somit wenigstens zum Teil ein Söldnerheer ist und wegen ihrer Zusammensetzung aus Proletariern, wie Vandersmissen berichtete, wenig Vertrauen verdienen würde, wenn es einen neuen Proletarieraufstand niederzuwerfen gelten sollte.

Und wie geht es bei der Rekrutirung zu! Es spielt sich ein Schauspiel ab, wie man es in Europa wohl noch nicht gesehen hat. Die Stellungspflichtigen halten an allen Orten Versammlungen, in denen sie gegen die Rekrutirung protestiren. Sie erscheinen mit roten Kokarden und eben solchen Fahnen und singen die Marseillaise. Ja, in dem reichbevölkerten Hennegau haben letzthin die Stellungspflichtigen der Arbeitergegend von Frameries beschlossen, überhaupt zur Stellung gar nicht zu erscheinen und nur der Gewalt zu weichen. Man wird zugeben, daß solche Zustände nicht lange andauern können. Das Schlimmste an der Sache ist, daß die Arbeiter mit dieser Forderung Recht haben, da es demoralisirend wirken muß, wenn sie sehen, wie die Bourgeoisie sich von allen Militärpflichten um eine verhältnismäßig geringe Summe loskauft.

So werden wir auch hier zurückgewiesen auf die soziale Frage. Ja wohl, wenn irgendwo, dann giebt es in Belgien eine soziale Frage und viele soziale Fragen. Aber man sehe sich auch vor, sie unbedacht lösen zu wollen. Und nichts schlimmer, als wenn man in der Eile zu verkehrten Mitteln greift, wie der Herr Postenminister Vanderpeereboom mit seinem Zirkular an die Postdirektionen, demgemäß sie auf gerichtliche Requisition Briefe auszuliefern haben. Das nun wäre, da gerichtliche Untersuchung dergleichen nötig machen kann, noch das fatalste nicht; aber der Minister fügte hinzu, daß den Beteiligten, sobald der Untersuchungsrichter nicht selbst sein Siegel auf den geöffneten Brief drückt, von dem Geschehenen keine Mitteilung zu machen sei; sollte der Beteiligte aber die Eröffnung des Briefes doch merken, dann solle die Postverwaltung sich mit einer falschen Ausrede helfen. Dieser Ukas, welcher vom 14. Januar 1887 datirt ist, hat natürlich das größte Aufsehen erregt. Selbst die klerikalen Blätter finden, daß der Minister die Verfassung, die eine Aufhebung des Briefgeheimnisses überhaupt nicht kennt, verletzt hat; ein liberaler Abgeordneter hat die Regierung sofort darüber interpellirt. — Längst sind eine Menge sozialer Angelegenheiten in bedenklichster Weise verschleppt: beispielsweise wurden nach dem Grubenunglück von Frameries am 17. April 1879, welches hunderteinundzwanzig Opfer forderte, die besten Vorsätze gefaßt, Reglements für die Bergwerksarbeiten zu erstellen: seitdem sind acht Jahre ohne jede Reform verflossen. Und jetzt ist das neue Grubenunglück hereingebrochen bei Quaregnon, welches hundertundfünfzig Opfer gefordert hat, die etwa tausend brotlose Familien hinterlassen.

So aber steht es überhaupt, und wenn die Regierung nun mit Gesetzesvorschlägen hervorkommt — wir berührten schon denjenigen wider Ausschreitungen der überhandnehmenden Trunksucht; andre betreffen den Mißbrauch des sogenannten Trucksystems (Auszahlung der Löhne in Waaren), die gerichtliche Beschlagnahme der Arbeitslöhne, endlich die Frauen- und Kinderarbeit —, deren Unzulänglichkeit nur gar zu sehr hervortritt, so wird der Kölnischen Zeitung Recht zu geben sein, wenn sie a. a. O. wieder schreibt:

Wie die Sachlage einmal gediehen ist, müssen sich die belgischen Gesetzgeber wie die Arbeitgeber darein finden, daß die lange Verzögerung nur durch Opfer gesühnt werden kann, welche zunächst schmerzlich empfunden, mit der Zeit jedoch durch die aus der Einschränkung der Mißbräuche naturgemäß hervorgehende größere Arbeitsfähigkeit und Arbeitsfreudigkeit auch auf materiellem Gebiete ihren Erfolg finden werden. Die Reformen müssen unbedingt das gewähren, was die soziale Gesetzgebung der andern Industrieländer, ohne erfahrungsmäßig ihre internationale Wettbewerbsfähigkeit beeinträchtigt zu haben, längst gewährt hat und worin alle Menschlichfühlenden und zugleich Weiterdenkenden nur die Erfüllung berechtigter Arbeiterforderungen anerkennen. Wenn aber der vorliegende Gesetzentwurf nicht einmal die Kinder unter zwölf Jahren unbedingt von der Arbeit ausschließt, sondern nach Ermessen der Regierung für Kinder von zehn bis zwölf Jahren eine sechsstündige Arbeitszeit gestattet, wenn zwölf- bis sechzehnjährige Kinder täglich, bei nur $1^1/_2$ stündigen Erholungspausen, zwölf Stunden arbeiten sollen; wenn von den an sich schon unzulänglichen Beschränkungen der Nachtarbeit für Kinder unter sechzehn Jahren diejenigen Arbeiterinnen ausgeschlossen bleiben sollen, welche vor Ende 1874 geboren sind; wenn überall das Regierungsbelieben die aufgestellten Regeln durch Ausnahmebestimmungen unterbrechen kann; wenn die Staatsaufsicht durch Fabrikinspektoren zu einer nebensächlichen Einrichtung herabgedrückt wird — dann kann man in der That den belgischen Arbeitern nicht verübeln, daß sie einen so winzigen Fortschritt als unannehmbar verwerfen.*)

Die rücksichtslose Ausbeutung der Kinderarbeit und der Mangel jeder Einschränkung der Nachtarbeit hat es insbesondre den belgischen Textilfabriken möglich gemacht, uns Deutschen einen so unnatürlich scharfen Wettbewerb auf dem eignen und auf dem Weltmarkte zu bereiten, wie er in der That stattfindet. Es liegt aber am Tage, daß diese Art von Arbeitsbetrieb schließlich an der eignen Ueberreizung zu Grunde gehen muß, wenn man nicht noch in letzter Stunde mit den Reformen Ernst macht.

Bedarf die schrankenlose und doch ungenießbare Freiheit der dämmenden und erfüllenden Ordnung, fordern die schrecklichen sozialen Notstände eine vorsorgliche und fürsorgende Gesetzgebung, eine ernste und gerechte Handhabung heilender Kräfte, so heischen die geistig-sittlichen Verhältnisse das Wehen des heiligen Geistes des wahrhaftigen Evangeliums. Gerade die einzige wirklich wertvolle Freiheit, die freilassende Ordnung des Wortes Gottes, ist nur allzu unbekannt in dem zwischen glaubens-, ja gottlosem Liberalismus und leerer Aufklärung einerseits und abergläubischem Klerikalismus und Ultramontanismus andrerseits hin- und hergeworfenen und gezerrten Belgien. Nicht als ob das Evangelium nicht auch hier angepocht, nicht als ob es nicht auch hier schon eine denkwürdige Geschichte hätte! Wir haben bereits in Nr. 31 d. Bl. (S. 302) auf die Arbeit der Evangelischen Gesellschaft hingewiesen. Möge es ihr gelingen, dem faulen Organismus jenes Landes neue, gesunde Säfte zuzuführen!

H

Tagebuchblätter aus Italien

3

Cassino, 5. März

Statt unmittelbar in südlicher Richtung weiterzugehen, wandten wir uns nach Nordosten, vom Meere wieder ins Gebirge. Ein Besuch von Monte Cassino stand von vornherein im Reiseplane, obgleich wir recht wohl wußten, daß wir jetzt nur auf wenige Stunden in dem berühmtesten Kloster des Abendlandes vorsprechen und seine reichen Schätze nur flüchtig überschauen konnten.

Von Formia führt die Straße etliche Stunden durch frucht-

*) Wie notwendig die Arbeiterschutzgesetzgebung in Belgien überhaupt ist, ergiebt sich aus dem Vergleich zwischen den dort und in Deutschland aufgestellten Nachweisungen über die Zahl der in Fabriken und diesen gleichstehenden Anlagen beschäftigten jugendlichen Arbeiter. Darnach wurden 1880 in Belgien beschäftigt: unter 14 Jahren 18351 Knaben, 6358 Mädchen, zusammen 24709; von 14 bis 16 Jahren 29038 Knaben, 9298 Mädchen, zusammen 38336; für beide Altersklassen also 63045 jugendliche Arbeiter. Dagegen wurden 1884 im ganzen deutschen Reichsgebiete nur 11893 Knaben und 7002 Mädchen, zusammen 18895 Arbeiter von 12 bis 14 Jahren, und 85860 Knaben und 47657 Mädchen, zusammen 133517 Arbeiter von 14 bis 16 Jahren nachgewiesen, im ganzen also hat man in einem Lande mit neunmal mehr Einwohnern als Belgien nur 153507 jugendliche Arbeiter. Im einzelnen ergiebt die belgische Nachweisung bezüglich der Kohlenarbeiter bei einer Gesamtbelegschaft von 97757 Arbeitern folgendes: Kinder unter 14 Jahren 6346, davon 1958 Mädchen; jugendliche Arbeiter von 14 bis 16 Jahren 10093, davon 2816 Mädchen; weibliche Personen zusammen 11735.

bare Ebene hart am Fuße hoher, kahler Berge hin an dem und jenem Felsenneste vorbei, das sich malerisch das Gebirge hinanzieht; auf der Spitze erkennt man die Trümmer einer Burg, eine ärmliche Kirche — in den festen Türmen und über den Mauerresten haben sich die Kinder einer späteren, ruhigeren Zeit angesiedelt. Allmählich stieg die Straße bergan bis zur Kammhöhe des Gebirges; hinter uns verschloß sich die Aussicht nach der Ebene und dem Meere, wir waren mit einemmale inmitten rauher Hochgebirgswelt, starrendes Felsland ringsum. Eine Weile noch, dann traten vor uns ein wenig die Bergwände zurück, eine Kette schneeglänzenden Gebirges zeigte sich in der Ferne, davor, von der Nachmittagssonne umschienen, ein hellleuchtendes weißes Schloß. Kaum daß wir's erblickt hatten, war es auch schon wieder entschwunden. Unsre Diligenza sauste bergab, dann wieder bergauf; endlich wich der letzte die freie Aussicht hindernde Berg zurück. Jenseits des Thales, in das wir einfuhren, lag vor uns auf hohem Berge der stolze Bau, der uns schon vorhin flüchtig gegrüßt hatte, das Kloster des heiligen Benedikt.

Wir überschreiten den Garigliano, durchschneiden das unebene breite Thal mit seinen Wiesengründen und Oelbaumpflanzungen und halten am Fuße des Monte Cassino, am Eingange der Stadt, die sich in der Ebene an einem kleinen Flüßchen, dem Rapido, bei den Alten Vinius genannt, ausbreitet. Es ist kein bedeutender Ort, das alte Casinum, seit dem Mittelalter Cassino oder S. Germano. Ein, zwei breitere Straßen findet man, die andern eng, winklig; keine besondern Häuser oder Monumente im Orte selbst; eine Kathedrale, auf dem alten Forum errichtet und mit antiken kannelirten Säulen im Innern verziert, die zum größten Teile ganz gleich sind und darum aus ein und demselben heidnischen Baue stammen mögen; vor der Stadt zwei von außen viel versprechende Kirchen, die sich gegenüber liegen, S. Antonio und S. Maria del Carmine, beide die Kreuzesform scharf ausprägend mit einer Kuppel über der Mitte, aber inwendig, wie auch die Kathedrale, durch das XVIII. Jahrhundert übertüncht, uniformirt: nimmt man noch einen alten Stadtturm dazu, so hat man alles, was an mittelalterlichen Erinnerungszeichen der Stadt geblieben ist, wo einst Kaiser, Fürsten und Päpste residirten und wo der bekannte Friede zwischen Friedrich II. und Gregor IX. zustande kam. Ueber dem Orte erhebt sich wohlerhalten die alte zinnengekrönte Burg, in Felsen gebaut, über Felsen aufragend (daher auch La Rocca — Felsennest — geheißen), mit der Stadt durch lange Schenkelmauern verbunden, und außerhalb des jetzigen Cassino hat das römische Altertum zwei großartige Reste zurückgelassen. Von einer leidenschaftlich das Theater liebenden römischen Dame, Numidia Quadratilla — eine Inschrift ist noch erhalten —, wurde ein Amphitheater gestiftet, dessen Einfassungsmauer mit den sechs Eingängen noch steht und dessen innere Einrichtung, trotzdem daß viel zerstört ist, sich noch recht gut verfolgen läßt, da man Sitzreihen, Szene ꝛc. noch erkennt. Ein wenig höher am Berge liegt eine dem Gekreuzigten geweihte Kapelle. Zahllose Scherben antiker Steine, Ziegel, Töpferwaaren liegen auf dem Wege dahin, kümmerliche, aber beredte Zeugen einstigen Lebens. Die Anlage ist unscheinbar von außen, nach mehreren Seiten verbaut, aber imponirend, sowie man den Innenraum betritt. Aus riesigen Quadern ist der Bau ausgeführt, vier Arme, darüber eine Kuppel, ein antikes Grab, man sagt, die Ruhestätte des römischen Schriftstellers Terentius Varro, der gegenüber auf dem andern Flußufer seine Villa hatte, dieselbe, in der nach der Vertreibung des rechtmäßigen Besitzers der Triumvir Antonius seine durch Ciceros Schilderung übel berüchtigten Gelage abgehalten haben soll. Das Klima ist hier frisch, für Villeggiatur wie für dauernde Ansiedelung besonders geeignet, die Lage prächtig.

Es läßt sich in diesen Landstrichen eine ziemlich regelmäßige wiederkehrende Eigentümlichkeit der Gebirgsformation beobachten. Ganz entsprechend den Einbuchtungen des Meeres an der Küste treten die Bergzüge in weitem Bogen zurück, einer weiten Ebene Raum und Schutz gewährend. So liegt auch Cassino in einem großen, von hohen, zackigen Bergen in weitem Bogen umschlossenen, nur nach einer Seite hin offenen Flachlande, das reich bewässert ist und gute Wiesen, Fruchtfelder, zahlreiche Bäume gedeihen läßt. Da, wo der die Ebene einschließende Gebirgsbogen im Norden einsetzt, auf der am weitesten nach dem Mittel- und Süditalien verbindenden Thale vorgeschobenen Höhe stand einst ein großer Tempel des Apollo. An seine Stelle ist das Mutterkloster des Benediktinerordens getreten, eine Stadt auf der Höhe, weithin sichtbar, man mag vom Süden, vom Norden oder vom Meere kommen. Angesichts des hochragenden palastähnlichen Baues, der, obwohl viel imposanter und auch der Lage nach viel mächtiger, mich etwas an Schloß Banz über dem Main erinnerte, verlebten wir unten im Thale einen der schönen Abende, die mit ihrer Farbenpracht dem durch Italien wandernden unvergeßlich bleiben. Die sinkende Sonne sandte ihre letzten Strahlen herauf, Stadt, Berg und Kloster, den weiten Kranz der vielgipfligen Gebirgskette mit rotem Lichte duftig überhauchend. Von den dunkelblauen Schatten, welche über dem Thalgrunde und den Gebirgsschluchten lagen, bis zu den höchsten Spitzen der Bergriesen mit ihrem leicht von dem goldenen Rote überwehten Schnee entfaltete sich eine Pracht und Mannichfaltigkeit der Töne, eine Abwechslung in den Farbenübergängen und eine Wärme des Kolorits, wie wir Kinder des Nordens es in unserm Heimatlande niemals sehen, ja auch nicht ahnen können.

Monte Cassino, 6. März

In der Frühe des Tages machten wir uns auf, um die Klosteranlage zu sehen. Am Sonntage strömt aus der ganzen Umgegend das Volk vom Lande in Cassino zusammen, um in die Kirchen der Stadt und hinauf in das Kloster und seine Kirche zu gehen. Im Thale waren schon früh um sechs die Kirchen dicht gedrängt voll von Landleuten. Ein Teil von ihnen machte sich nach der Messe im Orte zu schaffen; andre zogen den Berg hinauf. Es gewährt einen außerordentlich malerischen Anblick, die einzelnen Gruppen hinaufsteigen zu sehen. Die Männer mit ihren hageren, sonnengebräunten, scharfgeschnittenen Gesichtern, den schwarzen Filzhut keck auf dem Kopf, den weiten, mit buntem Wollstoffe gefütterten Mantel um den Körper geschlagen, die Füße mit Büffelsandalen bekleidet, deren lange Bindriemen vielfach gewunden um den Unterschenkel geschlungen sind. Buntfarbig ist die Kleidung der Frauen. Ueber dem weiten, langärmeligen, schneeweißen Linnenhemd tragen sie das schwarze oder blaue Mieder mit verschiedenfarbigen, grünen oder roten Achselbändern, dazu um den Hals gebunden, vorn nach beiden Seiten lang herabgesteckt, das bunte Halstuch. Ueber dem grünen und roten Rocke haben sie die breite, farbige Schürze, mit bunten, gestickten Streifen und breitem Saume verziert. Auf dem Kopfe wird von einem jeden breit oben aufsitzend und lang hinten herabfahrend das weiße Tuch, oft reich gestickt, getragen; selten fehlt auch die Gold- oder Korallenkette um den Hals. Die Leute sind sehr zugänglich, freundlich, wie ihre fröhlich bunte Tracht, und es ist ein wahres Vergnügen, plaudernd und mit jedem Worte belehrt gemeinschaftlich mit ihnen zu wandern.

Trotzdem daß es noch früh am Morgen war, schien die Sonne heiß hernieder, doppelt empfindbar auf dem schattenlosen, steinigen Wege, welcher in vielen Windungen bergangeht, freilich mit jedem Schritte den Wanderer durch neue Bilder, weitere Fernsicht belohnend. Kleine Bethäuser stehen am Wege, halb verfallen, die meisten geschlossen, Rastpunkte für das zahlreich nach der Höhe wallfahrende Volk. Der Berg ist kahl, spärlich wächst niederes Gesträuch zwischen den massenhaft verstreuten gewaltigen Kalksteinblöcken. Erst wenige Minuten, bevor man den höchsten Gipfel erreicht hat, tritt man in den Schatten immergrüner, knorriger Steineichen und schreitet unter ihrem Schutze fort, fast bis zur Eingangspforte des Klosters. Noch vor wenigen Jahren betrat man weiter links die Klostergebäude durch einen schmalen, niedern, in Fels gehauenen Eingang; jetzt führt eine geräumige Pforte durch eine stattliche, im Tonnengewölbe angelegte Eingangshalle ins Innere.

Gleich in der Halle zur Rechten zeigt man einen dunkeln, jetzt mit Fresken geschmückten Raum, der auch eine hübsche Madonna, Skulptur des Quattrocento, enthält. Hier soll Benediktus

seine erste Zelle gehabt haben. Dann betritt man einen Hof, der von Renaissancesäulen und leichten, gefälligen Arkaden des sechzehnten Jahrhunderts umgeben ist und der in der Mitte alte Säulenreste und einen Brunnen hat. Ein zweiter und dritter Hof, ebenfalls mit säulengetragenen Arkaden, stehen mit dem ersteren in Verbindung. In dem zweiten sind die Statuen Benedikts und seiner Schwester Scholastika zu Seiten der stattlichen Treppe aufgerichtet, welche empor zur Kirche führt. Ein Portikus, von Granitsäulen aus dem von Benediktus zerstörten Apollotempel getragen, empfängt den Besucher, an der Vorderseite mit der lateinischen Inschrift geschmückt: „Das Haus des Herrn ist aufgerichtet auf dem Berge, und alle Völker werden zu ihm herbeiströmen.“ Eine alte Erzthüre, 1066 auf Bestellung des großen Abtes Desiderius in Konstantinopel gefertigt, auf der in Silber eingelegt das Verzeichnis aller Besitztümer des Klosters Mitte des elften Jahrhunders zu lesen ist, eröffnet den Zutritt in die Kirche. Sie ist eine glänzende Schöpfung aus dem Anfange des vorigen Jahrhunderts, an Stelle von Benedikts Kirchlein, welches durch Blitz, Erdbeben und Feindeshand verwüstet und öfters schon durch andre Bauten ersetzt worden war. Jetzt strahlt alles in Gold und Marmor; die edelsten Steine hat man zur Ausschmückung der Pfeiler, des Fußbodens, des Hochaltars, wo Benedikt und Scholastika ruhen, verwendet. Der Chor hat reiches Gestühl, die Wände bunte Mosaiken, die Decke lebhafte Gemälde, die Wunder des heiligen Benedikt, in den Räumen dazwischen alle erdenklichen christlichen und menschlichen Tugenden darstellend, über dem Eingange die Einweihung der 1066 bis 1071 vom Abte Desiderius gebauten Kirche durch den Papst Alexander II., welche im Beisein von einer großen Anzahl von Erzbischöfen, Bischöfen und unteritalienischen Fürsten vollzogen ward. Der padre forestierajo, welcher uns gleich beim Eintritte in den Hof sehr freundlich begrüßt hatte, führte uns durch die Kirche. Ich fragte ihn, ob er wohl meine, daß die Kirche Benedikts auch so glänzend gewesen wäre und ob diese brillante Dekoration im Sinne des Stifters seines Ordens sei. Der gute Padre geriet bei dieser direkte Antwort fordernden Frage in Verlegenheit und meinte schließlich, die Zeiten wären doch andre geworden. Auch in der Unterkirche und im Refektorium, wo recht mäßige Fresken vorhanden sind, ist nichts mehr von der ursprünglichen Anlage zu sehen, so wenig wie in der Sakristei, in der man einen Teil des Fußbodenmosaiks auf die alte Kirche zurückführt. In dem weiten, stillen Gange, der rechtwinklig an die Kirche stößt, ist die Bibliothek mit berühmten, zum Teil besonders für das Kloster ausgeführten Drucken. Von hier gelangt man auf einen andern Korridor. Hier herrschte reges Leben. Das Kloster ist, wie alle italienischen, als solches aufgehoben. Monte Cassino ist zum Staatseigentum und zum Nationaleigentum erklärt worden. Es hat noch eine Anzahl Benediktinermönche, gegen dreißig: zehn Laienbrüder und zwanzig Alumnen aus den höhern Ständen. Aber seine eigentliche Bestimmung ist die einer geistlichen Erziehungsanstalt. Gegenwärtig sind an achtzig Zöglinge oben, um wissenschaftlich ausgebildet zu werden, unter der Aufsicht von den Professoren der Benediktiner, aber auch eines Kapuziners stehend. An den Gang, in den wir traten, stößt der lange Schlafsaal an, den man uns bereitwillig zeigte. Vor der Thüre standen die in langes schwarzes Habit gekleideten Alumnen und sprachen mit den sie besuchenden Angehörigen vom Lande, welche alle möglichen schönen und nützlichen Sachen für das leibliche Wohlbefinden ihrer Anverwandten in die Anstalt mitgebracht hatten. Am Ende dieses Korridors ist ein freier Ausblick, die sogenannte Loggia des Paradieses, mit entzückendem Blicke auf Berg und Stadt, Thal und Bergkette von Cassino und die Gegend nach Neapel hin, ihr entsprechend ein Blick nach Norden und Westen, nach dem Meere, dem Thale des Garigliano und den wie Kulissen sich vor einander schiebenden Bergketten des Volskergebirges. Weiter schreitend kamen wir in einen Korridor mit verschiedenen antiken Grab- und Dedikationsinschriften, mancherlei Fragmenten römischer Architektur, sodann an die Außenwand der Küche, wo in einem von zwei schönen romanischen Säulen mit Blattkapitäl eingerahmten Fenster das einzige sehenswerte Fragment der mittelalterlichen Baukunst vom Kloster erhalten ist. Dann traten wir durch eine schwere Thür in das Archiv von Monte Cassino ein.

Trotzdem, daß hier zerstörend und raubend eingegriffen worden ist, zählt das Archiv zu den bedeutendsten der Welt. In saubern Schränken, mit Mahagoni- und Zedernholz ausgelegt, liegen in drei Zimmern die kostbaren Dokumente des Klosters, die Urkunden über die geistliche und die Laienverwaltung von Monte Cassino, etwa 800 Schriftstücke von Kaisern, Königen, Herzögen und Fürsten, darunter ein kaiserliches Originaldiplom von Otto I., auch eine Urkunde von der Gräfin Mathilde, ferner die Originale aller, das Benediktiner-Stammkloster betreffenden Bullen, von Leo IX. im Jahre 1049 angefangen. Eine Reihe der merkwürdigsten von diesen Zeugnissen liegen offen aus. Dazu hat das Archiv eine große Anzahl wichtiger Handschriften von altchristlicher Zeit an, schön illustrirte Manuskripte aus dem elften Jahrhundert, auf das Geheiß von Abt Desiderius geschrieben; ferner die berühmte Vision des Bruders Alberich, welche Dante die Idee zu seiner Göttlichen Komödie gegeben haben soll; eine Originalhandschrift des einstigen Zöglings des Klosters, Thomas von Aquin; einen wertvollen Dante mit Glossen aus dem vierzehnten Jahrhundert.

Der Padre, welcher uns führte, wollte gar nicht enden mit seinen freundlichen Winken und Erklärungen, er öffnete einen Kasten nach dem andern mit den sorgfältig geordneten Manuskripten, Diplomen, Aktenfaszikeln, bis wir ihm endlich versprachen, recht bald wiederzukommen und eingehende Studien vorzunehmen. Er geleitete uns dann in den Teil, welcher von den jetzigen Gebäuden der älteste ist: im Erdgeschosse links vom Eingange, durch riesige Mauern eingeschlossen, die so stark sind, daß selbst die Zerstörungskraft der Sarazenen an ihnen erlahmt ist, lagen ehemals die Schlafzellen der Brüder; jetzt hat man sie durch einen deutschen Künstler, einen unmittelbaren Schüler von Overbeck, mit Fresken aus der heiligen Geschichte Alten und Neuen Testaments, sowie aus Benedikts Leben ausmalen und zu Betkapellen für die Mönche umwandeln lassen. Ueber ihnen erhebt sich das Turmzimmer, worin der Stifter des Klosters gewohnt haben soll; aber auch dieses ist nicht mehr unversehrt erhalten. Daneben ist die Forestieria des Klosters, das Hospiz, in welchem gegen eine Vergütung, die man selber zu berechnen hat, freundlich, frugal und reichlich Verpflegung, bereitwillig auch Nachtquartier gewährt wird.

Monte Cassino giebt ein ganz andres Bild als Subiaco im Sabinergebirge, wo Benediktus die Jahre der Vorbereitung durchlebt hat. Aus der einsamen Klause, die in der Schlucht des Anio am Felsen klebt, nach allen Seiten durch Gebirgswände von der Welt abgeschlossen, ist er im Jahre 529 frei in die Oeffentlichkeit getreten auf diesen weithin die Gegend beherrschenden Platz, aus dem Idyll stiller Beschaulichkeit in eine weltgeschichtliche Thätigkeit, die er damit begründete, daß er den Mönchsgelübden der Armut, der Keuschheit, des Gehorsams die thätige Beschäftigung, zunächst in praktischer Arbeit, hinzufügte. Späteren Datums ist die Verpflichtung zu wissenschaftlichen Studien, welche dem Orden so schöne Lorbeeren gewonnen hat. Schon sechzig Jahre nach der Gründung wurde das Kloster zerstört; es erstand wieder aus den Trümmern, kam mächtig zu Ansehen. Kaiser Karl der Große ernannte den Abt zum Erzkanzler und gab ihm das Recht, das kaiserliche Banner vor sich hertragen zu lassen. In den Sarazenenkämpfen führte ein reisiger Abt seine kleine Schaar in den Kampf; aber Mönch und Abt erlagen den Schwertstreichen der Feinde. Immer aufs neue wuchs das Kloster empor, zur höchsten Blüte unter Abt Desiderius, dem nachmaligen Papste Viktor III. Benedikts Grundsatz war von unverwüstlicher Lebenskraft. Die weithin sichtbare Stadt auf dem Berge ist eine Leuchte für das Mittelalter gewesen, weithin, nach allen Gegenden ihre hellen, belebenden Strahlen aussendend. Wir, wie die vielen vor uns und auch die noch kommenden Geschlechter, genießen die Früchte der stillen, sorgfältigen, selbstlosen Arbeit der Benediktiner. Ihr Verdienst ist es, den weitaus größten Teil der schriftlichen Denkmäler des Altertums im Abendlande treu bewahrt und damit die Bildung des Altertums selbst in die neuen Zeiten herübergerettet zu haben. J F

Zur Kennzeichnung römisch-katholischer Frömmigkeit

2

(Das Gewicht des Rosenkranzes) „Ich habe einmal eine Legende von einem Fürsten gelesen, wie der vor Gottes Richterstuhl gekommen ist, um gerichtet zu werden. Da hat ihn der Erzengel Michael, wie das so seines Amtes ist, auf die Wage der göttlichen Gerechtigkeit gelegt, um herauszubekommen, ob der Fürst nicht zu leicht erfunden werde. Nun hat es da aber in der That gehapert; so an sieben Teufel schleppten ununterbrochen Sünden herbei, wahre Ungeheuer von Bosheit, um die Wagschale links zu belasten, während der Schutzengel müßig stehen mußte und nichts zum Gegengewicht in die Wagschale rechts zu legen hatte. Es wäre darum auch ganz sicher um die Seele des Fürsten geschehen gewesen, wenn nicht im Augenblicke der Entscheidung die liebe Mutter Gottes schnell herbeigesprungen wäre, um einen Rosenkranz in die rechte Wagschale zu werfen. Es verhielt sich nämlich mit diesem Rosenkranz so: der Fürst selbst hat im Leben keinen gebetet; aber er hat ihn an dem Knauf seines Degens getragen, sodaß ihn seine Beamten, Soldaten und Unterthanen sehen konnten. Nun dachten sie bei sich: schämt sich unser Fürst des Rosenkranzes nicht, so braucht sich unsereiner dessen auch nicht zu schämen. So geschah es denn, daß infolge dessen viele Rosenkränze im Lande nicht bloß getragen, sondern auch gebetet wurden. Das sollte nun aber der Seele des Fürsten beim Gerichte zu Gute kommen, weil die liebe Gottesmutter ein gar mildes Herz hat und auch nicht den kleinsten Dienst unvergolten läßt, den man ihr zuliebe erweist. Daher warf sie schnell einen Rosenkranz ins Gewicht, der aber wog und zog selbst die dicken, schweren Fürstensünden in die Höhe: sonst wäre die arme Seele zu leicht erfunden worden."

Also zu lesen im Bonifazius-Blatt!

(Laudabiliter se subjecit) Disziplin wird immer die Stärke der römischen Kirche bleiben. Aber welchen Preis zahlt sie dafür! Welch ein Berg von Unwahrhaftigkeit, zusammengehäuft durch Obere und Unterworfene, verdeckt die Formel: laudabiliter se subjecit (er hat sich in löblicher Weise unterworfen), die auch manche Protestanten nicht genug bewundern können! Man lese doch nur mit protestantischem Gewissen das Unterwerfungsschreiben des Padre Tosti von Monte Cassino (vergl. vor. Nr.), der nichts weiter verbrochen hat, als daß er ein Schriftchen im Sinne der aufrichtigen Versöhnung des Papstes mit dem Königreich Italien schrieb. Gewiß, von dieser Art Frömmigkeit trennt uns eine tiefe Kluft. Das Schreiben lautet:

Heiligster Vater! Der Schmerz, den ich Ew. Heiligkeit durch die Veröffentlichung meiner Schrift „Die Aussöhnung" bereitet habe, ist ein Schwertstoß in mein Herz gewesen; weder Raum noch Zeit können je die Wunde heilen. Meine Absichten, als ich jene Worte schrieb, waren rein. Das hochmütige Stillschweigen der italienischen Regierung, mit dem dieselbe die väterlichen Friedensvorschläge Ew. Heiligkeit aufnahm und die Unwissenheit des Volkes rieten mir zur Abfassung jener Schrift, damit alle zu Ihren Füßen kämen, um das Wort der Versöhnung und Verzeihung zu hören. Ich hatte dabei kein andres Ziel, als den großmütigen Wünschen Ew. Heiligkeit warme Unterstützung zu leihen und mich anzuschließen, wie es Pflicht des Sohnes gegenüber dem Vater ist. Aber die kindliche Liebe des Gläubigen erlag der Gebrechlichkeit des Menschen. Ich habe geirrt und bin nicht mehr würdig, Ihr Sohn genannt zu werden. Meine Schuld ist noch hundertmal größer geworden durch die Wut der Parteien, durch das schamlose Geschwätz der Zeitungen. Von der einen Seite wurde ich zum Gegenstande pöbelhafter Schmähungen und Verleumdungen gemacht, von der andern mit ganz ungehöriger Verherrlichung bedacht, welche mich zum Mitschuldigen von Ansichten machte, die nicht die meinigen waren. Mitten in diesem wütenden Parteistreit sah ich die erhabene Person Ew. Heiligkeit der Achtung beraubt. Wie habe ich darum geweint! Aber was konnte ich thun? Wie den Strom der Leidenschaften eindämmen? Wie zu verstehen geben, daß die Schuld nur an mir lag und den Oberhirten nicht berührte, der mich Dank dem Amte eines Vize-Archivars des heiligen Stuhles mit der Würde eines Palastprälaten auszeichnete? Wenn Ew. Heiligkeit wüßte, wie bei dem bloßen Gedanken daran mein Herz noch blutet! Vielleicht hat die nicht maßvolle Form, gewiß haben die boshaften Auslegungen meiner Feinde mir den Anschein eines Feindes der weltlichen Herrschaft des heiligen Stuhles gegeben. Aber ich darf gestehen, daß ich niemals in Gedanken, in Wort oder That mich den Usurpatoren*) derselben angeschlossen habe. Von dieser Schuld sprechen mich meine Werke frei, die sämtlich für die Erhöhung, nicht für die Erniedrigung des heiligen Stuhles geschrieben sind. Ich möchte nicht, daß mein Leben unter dem ruhmreichen Pontifikat Leos XIII. durch die Schande der Verworfenen entehrt würde. Deshalb verwerfe und verdamme ich alles, was in meiner Schrift „Die Versöhnung" Ew. Heiligkeit hat mißfallen können als im Widerspruch mit den geheiligten Rechten des Papstes auf die weltliche Herrschaft, und ich flehe um Vergebung, welche der großmütige Sinn Ew. Heiligkeit, wie ich hoffe, mir nicht versagen wird. Unterstützen Sie, heiligster Vater, diese Hoffnung durch die Gnade eines Segens, den ich, zu Ihren heiligen Füßen mich niederwerfend, von ganzer Seele demutsvoll erflehe. Ew. Heiligkeit demütigster und gehorsamster Knecht und Sohn in Jesu Christo, Luigi Tosti, Cassinenser, Vize-Archivar des heiligen Stuhles.

*) In Anerkennung dieser Liebenswürdigkeit hat der italienische Unterrichtsminister den Padre von dem Ehrenamte eines Generalinspektors der monumenti sacri „entlastet."

(Beschimpfung Luthers und des Protestantismus) Die Germania redet in ihrer Entrüstung über die evangelische Taufe des Sohnes des Prinzen Waldemar von Dänemark nur noch von einer „evangelisch-lutherischen Religionsgemeinschaft." Es mag bei dieser Gelegenheit daran erinnert werden, daß die Großmutter der katholischen Prinzessin Waldemar, die Mutter des Herzogs von Chartres und des Grafen von Paris, eine Protestantin war. Dennoch folgten ihre Söhne der Religion des Hauses Orleans, und niemand auf protestantischer Seite wunderte sich darüber. Daß dem evangelischen Königshause von Dänemark ein Gleiches billig sei, kommt der ultramontanen „öffentlichen Meinung" nicht in den Sinn.

Aber das nur nebenbei. Wir möchten heute ein Beispiel beibringen, wie in der römisch-katholischen Presse gegen unsre „Religionsgemeinschaft" alles erlaubt ist. Die in Innsbruck erscheinenden Monatsrosen, über welche und aus welchen wir demnächst weiteres mitteilen werden, bringen in ihrem letzten Juliheste einen Artikel, der anhebt, wie folgt:

„Durch Mord und Brand, durch Feuer und Schwert mußte Luther seinen Protestantismus, der da die reine und unverfälschte und von allem Gräuel des Papsttums geläuterte Lehre Jesu Christi sein sollte, verbreiten lassen. Klöster wurden geplündert, weil sie zu viel, d. h. weil die Lutheraner zu wenig Geld hatten. Nonnen wurden geschändet und hingemordet, Kirchen verbrannt, die heiligen Gefäße verunehrt (was auch oft dem Allerheiligsten passirte), treue Priester und Mönche wurden nach schrecklichen Mißhandlungen und grausamen Verstümmelungen getötet, vielmehr hingeschlachtet. Das stimmt ja ganz gut mit der Lehre Christi. Und die ersten Anhänger dieser saubern Lehre führten ein wahrhaft abscheuliches Leben; wer am meisten über den Papst schimpfen und auch fest fluchen konnte, wer in Unzucht und Ehebruch lebte, und wer einige Humpen durch die Gurgel brachte, der war ein leuchtender Stern, ein wahrer Apostel Christi. So lesen wir von Luther selbst [wo?], daß es ihm eine Kleinigkeit (!) [das Zeichen ist vom Verfasser hinzugefügt] war, vierzig volle Humpen auf einen Sitz zu leeren!"

Ein tolles Stück Reformationsgeschichte! Aber der Leser muß es wohl glauben, denn die Monatsrosen erscheinen „mit Genehmigung der hochwst. fürsterzbischöfl. und fürstbischöfl. Ordinariate Salzburg, Brixen und Trient"; sie sind „von Sr. päpstl. Heiligkeit Pius IX. hochsel. Andenkens und von dem glorreich regierenden Papste Leo XIII. belobt und gesegnet."

So werden die Herzen der Einfältigen und Unmündigen im Schoße unsrer „Schwesterkirche" mit Abscheu und Haß gegen uns und unsre Heiligtümer vergiftet!

(Ultramontaner Patriotismus) Wie pietätslos und unpatriotisch jetzt wieder Stimmen aus dem Ultramontanismus gegen Kaiser und Reich aufwiegeln, mag man aus einer Monatsschrift Weckstimmen für's katholische Volk ersehen, die in der Diözese Breslau ungehindert als „Erbauungsbuch" verkauft wird. In einem Kapitel Die Träume des deutschen Michel überschrieben, heißt es dort folgendermaßen:

„Ob die Träume von überfülltem Magen oder von zu stark erhitzter Phantasie herkommen, das ist nicht entschieden, von Gott scheinen sie nicht zu sein, weil sie den klaren Worten und Anordnungen Gottes geradezu widersprechen. Unter diesen Träumen steht obenan der von der deutschen Einigkeit: Es lebe die deutsche Einigkeit — sie lebe ewig — so jubelt er im Traume. Wäre er doch wach! Er würde sehen, wie der Kitt, welcher Deutschlands Völker einigt, nur Blut und Eisen ist. Mit den eisernen Klammern preußischer Gewalt sind sie zusammengehalten; läßt diese Gewalt los, so werden wieder die einzelnen Teile zum Vorschein kommen."

Nun wollen die Weckstimmen den Michel vom Traume zur Wirklichkeit bringen, und diese Wirklichkeit ist „Krieg," Krieg, der so lange dauert, als man sich in Michels Landen in Widerspruch mit dem heiligen Vater befindet." „Höre, deutscher Michel, heißt es dann weiter, deine Kinder haben Streit untereinander angefangen, blutigen Streit, der mit der Pickelhaube fiel über den andern mit dem Czako her und schlug ihn halbtot: das hast du angehen lassen, deutscher Michel. Ist das Recht? Die Lande, wo man deine Sprache spricht, sind unter einen Hut oder vielmehr unter jene Pickelhaube gebracht worden, die so übermütig gegen dich und deine Kinder verfuhr. Das Unglück dabei ist, daß jene Pickelhaube ein Haupt trägt, das Protestant und Freimaurer ist. Ist das Recht, deutscher Michel?"

Wir fragen: Ist das Recht, ihr deutschen Katholiken?

Man beherzige aber weiter, was die Historisch-politischen Blätter vom 16. März geschrieben haben (Bd. 99, S. 483):

„Allerdings will es auch uns „sonderbar" vorkommen, daß derselbe große protestantische Staatsmann, der vor zehn Jahren den Papst als „Feind seiner Seligkeit" bezeichnete und ein Dezennium hindurch den Kulturkampf in allen Tonarten spielen ließ, nun auf einmal den Papst zum Schutzpatron des deutschen Reiches und zu seinem Verbündeten gegen das Zentrum erwählt. »Es ist, als tauchte der alte Gedanke des heiligen römischen Reiches deutscher Nation in paritätischer Beleuchtung aus den Wirren der Gegenwart empor." [Zitat aus der D. Ev. Kz.] Und wer weiß, was wir noch alles erleben? Könnte jener Gedanke nicht auch noch einmal in rein katholischer oder ultramontaner Beleuchtung auftauchen, und nicht nur auftauchen, sondern auch zur Vollendung des nationalen Baues, zur Krönung der Bismarckschen Schöpfung in die That umgesetzt werden? Sagte jener Staatsmann, die Krone Frankreichs sei wohl eine Messe wert, was ist dann die Krone Karls des Großen wert? Auch Na-

poleon I. hat sich vom Papste krönen lassen. Zumal wenn damit auch das „südliche Düppel" gewonnen würde, wenn alle deutschen Katholiken Oesterreichs dem neuen Reiche zufielen, so lohnte es sich wohl der Mühe, diesem hohen Ziele nachzujagen. Die Hohenzollern haben schon einmal ihre Konfession gewechselt, um ein minder hohes politisches Ziel zu erreichen. Warum sollten sie nicht alles an die Erreichung des höchsten Zieles setzen?"

Ist das nicht eine denkwürdige Herzensergießung? Auf eine „Geschichtslüge" kommt es dem ultramontanen Verfasser dabei nicht an. Oder wann hätte ein Hohenzoller aus politischen Gründen seinen Glauben gewechselt? Johann Siegismund wurde 1613 reformirt, „um Ruhe in seinem Gewissen zu haben"; der Preis, den er dafür zahlte, war die bitterste Ungunst seiner Unterthanen. Der große Kurfürst aber erwiderte den polnischen Ständen, als sie ihm unter der Bedingung des Uebertritts zur römischen Kirche ihre Königskrone anboten: „Meine Religion, darin ich meiner Seligkeit versichert bin, um eine Krone zu verlassen — solches werde ich in Ewigkeit nicht thun."

Verschiedenes

(Zur Geschichte des „Lutherrocks") Aus dem Großherzogtum Hessen wird uns geschrieben: Das Großherzogtum Hessen hat das Schicksal, trotz seines guten Namens und seiner ehrenreichen Geschichte oft vergessen zu werden. Auf dem Weltmeer schwimmen zum Beispiel eine „Hansa," „Baden," „Oldenburg" u. s. w.: von einer „Hessen" hat man noch nichts gelesen. So ist es ihm auch in den viel Beachtenswertes und Zutreffendes enthaltenden Artikeln Ihres Blattes: „Der Geistliche und die moderne Gesellschaft," besonders in Nr. 29, S. 278 ergangen. Der sogenannte „Abbérock" (ein in Hessen ebensowenig wie „Lutherrock" gebräuchliches Wort) ist seit dem Jahre 1853 dort im offiziellen Gebrauch, indem durch eine Kabinetsordre vom 7. April 1853 verfügt wurde, daß wie seither die evangelischen Geistlichen bei ihrem Erscheinen in der Kirche und bei den außerhalb der Kirche vorzunehmenden Amtsvorrichtungen, welche eine sakramentale Bedeutung haben, den Chor- oder Priesterrock zu tragen, bei allen andern Dienstverrichtungen aber ein bis ins einzelnste beschriebenes „Dienstkleid" anzulegen haben, nämlich a) einen bis unter die Kniescheibe reichenden Rock von schwarzem Tuch, mit einer Reihe von acht schwarzen Metallknöpfen, einem stehenden Kragen und Aermelaufschlägen u. s. w.; b) lange schwarz-tuchene Beinkleider über die Stiefel; c) schwarze tuchene Weste mit Stehkragen; d) weiße Halsbinde ohne Schlupf (außer Dienst durfte es auch eine schwarze sein); e) schwarze, rauhlederne Handschuhe; f) schwarzen runden Hut für gewöhnlich; bei besondern, im einzelnen angegebenen Gelegenheiten dreieckigen Hut, mit gewässertem schwarzseidenem Band eingefaßt u. s. w.

Auf dem Kirchentage zu Frankfurt a. M. im Jahre 1854 erschien die hessische Geistlichkeit zahlreich in dieser Kleidung, welche vielfach Beifall und Nachahmung fand und auf Veranlassung des Grafen Giech auf Turnau, welcher sie in Hessen gesehen, auch in Baiern empfohlen ward. Im Jahre 1878 wurde der dreieckige Hut abgeschafft und einige andre, aber unwesentliche Aenderungen vorgenommen. Hiernach dürften die Bemerkungen des Herrn Professor Kolde in Erlangen zu berichtigen, beziehentlich zu ergänzen sein, welche im weitern Verlaufe auch bestritten werden könnten, wenn dies dem Charakter dieses Blattes nicht zu fern läge.

Am Morgen der Schlacht von Waterloo führte ein Herr v. Thadden seine preußische Kompagnie ins Feuer. Darauf aufmerksam gemacht, daß er ja auf Freunde habe schießen lassen, erwiederte er: „Das schadet nichts; Freunde und Feinde müssen sehen, daß wir da sind!" St

(Richtige Auslegung eines Kaiserworts) Am 22. März d. J. hat Dr. Friedrich Blaß, ord. Professor der klassischen Philologie, in Kiel die Festrede gehalten über Naturalismus und Materialismus in Griechenland zu Platos Zeit (Kiel, 1887, Universitätsbuchhandlung; 19 S.), ein scheinbar abliegendes und doch zeitgemäßes, von dem Redner selbst praktisch gemeintes Thema. „Der Jammer einer entfernten Vergangenheit" soll doch „an den Jammer der Gegenwart erinnern," wenn auch „heute nicht allzusehr." Und uns ist es denkwürdig, wie von jener Stelle in jenem Kreise ein bekanntes Kaiserwort auch den Gebildeten ans Herz gelegt ward: „Es ziemt, gerade an dieser Stelle jenes Wortes unsers kaiserlichen Herrn zu gedenken: ‚Insbesondre kommt es darauf an, daß dem Volke nicht die Religion verloren gehe,' bei welchem Worte es das schlimmste Mißverständnis wäre, aus dem Volke die Gebildeten als in dieser Hinsicht privilegirt auszunehmen."

(Der Küster von Gastein) Küster der evangelischen Kirche in Gastein, die in besonderm Sinne unsers Kaisers Kirche heißen darf, ist niemand geringeres als der zweite Bürgermeister des Orts. Herr Rummel ist nämlich der einzige Protestant Gasteins, und da die evangelische Kapelle doch notwendig eines protestantischen Küsters bedarf, ein solcher aber nicht aufgetrieben werden konnte, so machte der wackere Mann aus der Not eine Tugend und übernahm noch das Amt des Küsters. Seiner Berufsstellung nach ist er Gastwirt und Besitzer der prächtig gelegenen Wirtschaft Bellevue; aber wie er selbst scherzend bemerkte, ist er sicher ein Unikum auf Erden, der Küster unter den Bürgermeistern, und der Bürgermeister unter den Küstern. Mit des Lebens Not hat der behäbige Wirt nicht zu kämpfen und hat deshalb schon manches Trinkgeld zurückgewiesen, das vornehme Herren und Damen ihm als armen Küster in die Hand zu drücken versuchten. Der Kaiser weiß natürlich von dieser gewiß sonderbaren Verquickung der Verhältnisse und hat Herrn Rummel als evangelischem Glaubensgenossen für seine aufopfernde Selbstlosigkeit seinen Dank ausgesprochen.

(Freundlichkeiten zwischen Berlin und Rom) Alljährlich zum Feste des heiligen Petrus ist es am päpstlichen Hofe Brauch, daß der Papst eine Medaille prägen läßt. In diesem Jahre wurde sie der Erinnerung an das Schiedsgericht im Karolinenstreite gewidmet. Auf der einen Seite trägt sie das Bild des Papstes mit der Umschrift Leo XIII. Pont. Max. Anno Decimo. Auf dem Revers steht in der Mitte die Figur der Religion, ihr zur Seite die allegorischen Gestalten Deutschlands und Spaniens, im Begriffe, einander die Hand zu reichen. Darunter die Worte: Pacis arbitra et conviatrix. (Des Friedens Schiedsrichterin und Vermittlerin.) Am Rande liest man noch: Controversia de insulis Carolinis ex aequitate dirempta. (Die Streitigkeit über die Karolinischen Inseln durch Billigkeit beglichen.) Solche goldene Medaillen haben nicht nur unser Kaiser und die Königin-Regentin von Spanien, sondern auch Bismarck und der Exministerpräsident Canovas vom Papste zugeschickt erhalten.

Jüngst hat nun auch der Papst zu seiner „goldnen Hochzeit" das Jubiläumsgeschenk unsers Kaisers empfangen. Herr v. Schlözer hat am 28. v. Mts. ihm einen eigenhändigen Brief und eine sehr wertvolle, goldgestickte, mit Diamanten, Rubinen und Saphiren reich verzierte Mitra im Auftrage des Kaisers überreicht. Der Osservatore Romano meldet dies an hervorragender Stelle mit dem Hinzufügen: „Dieses kostbare Geschenk und der Inhalt des Briefes, von dem es begleitet ist, ist ein neuer Beweis von den ausgezeichnet guten Beziehungen, welche gegenwärtig zwischen dem Apostolischen Stuhle und dem deutschen Kaiserreiche bestehen; dieselben dienen dazu, den religiösen Frieden jener edeln Nation immer mehr zu sichern." Der Papst hat das kaiserliche Glückwunschschreiben alsbald mit einem eigenhändigen Schreiben erwiedert.

(Zu § 166 des Reichsstrafgesetzes) Aus Leipzig wurde unter dem 2. August gemeldet:

Wegen Beschimpfung der evangelischen Kirche war der katholische Pfarrer Harrer aus Kirchberg zu einer Gefängnisstrafe verurteilt worden. Derselbe hatte in einer Predigt am Peter-Paulstage vorigen Jahres u. a. gesagt: Die protestantische Kirche sei Menschenwerk, aufgebaut auf Lug und Trug. Die von ihm gegen dieses Urteil eingelegte Revision ist gestern vom Reichsgericht verworfen worden.

Wir fügen hinzu: Der Mann hat nur gepredigt, was Lehre seiner Kirche ist und was der „Friedenspapst" Leo XIII. mehrfach in öffentlichen, ungehindert durch Deutschland verbreiteten Ansprachen und Erlassen verkündigt hat.

(Jubiläumsgeschenk der Karthäuser) In den päpstlichen Blättern macht ein Breve Leos XIII. die Runde, in welchem der Papst seinem „lieben Sohne," dem ehrwürdigen P. Anselm-Marie, dem Oberhaupte des Karthäuserordens, in huldvollem Latein Anerkennung und Dank für eine glänzende Jubiläumsgabe spendet. Es handelt sich um einen sehr wertvollen Grundbesitz an der Via Aureliana, in welchem eine bestehende Handwerker- und Ackerbauschule für arme Knaben untergebracht und ansehnlich erweitert wird. Zu dieser Spende ist noch eine große Summe Geldes hinzugekommen. Es würde wahrscheinlich allgemeines Staunen erregen, wenn die päpstlichen Blätter den Gesamtbetrag dieses Ehrengeschenkes mitteilen wollten, und mancher würde sich fragen, woher nimmt dieser Orden die Mittel, eine so reiche, vielleicht die reichste Jubelgabe dem Papste darzubringen. Indessen der Name Chartreuse legt allen Liebhabern des von den frommen Vätern hergestellten edeln Liqueurs die Erklärung nahe, woher der Orden die Mittel zu so großartigen Schenkungen schöpft. Auf dem ganzen Erdenrunde wird nach üppigem Schmause von allen Kennern ohne Unterschied des Bekenntnisses besonders der grüne Chartreuse genossen, geschätzt und gewürdigt, und jede kleine Libation dieser Art bedeutet einen Beitrag zu den Spenden, welche der Karthäuserorden an den Stufen des päpstlichen Thrones niederlegt. (K. Z.)

(Auch ein „armer Reisender"!) Die „Arbeiterkolonie" (Juliheft) bringt folgende Mitteilung aus der Herberge zur Heimat in Zwickau: „Bei dem Maurer Beyer aus Lauter in Sachsen, der alle vier bis sechs Wochen als „armer Reisender" hier durchreist, wurden 18 Stück Fünfhundertmarkscheine, 2 Stück Hundertmarkscheine, 160 Mark in Gold und circa 20 Mark in Silber gefunden. Dieses fast 10000 Mark betragende Vermögen will sich der Betreffende verdient haben. (Gewiß, als Fechtmeister!) Aus seinen Papieren habe ich ersehen, daß er sämtliche Naturalverpflegungsstationen und Ortsgeschenke mitgenommen hat. Unsere Behörde hat den rc. Beyer denselben Abend freigelassen, indem nicht nachgewiesen war, daß er sich das Geld auf unrechtmäßige Weise verschafft habe." Aehnliches ist schon sehr häufig beobachtet worden, wenn auch noch selten in so krasser Form, und da fragt man doch mit Recht: Wie lange wird das gutmütige deutsche Volk die Brandschatzungen des Stromertums sich noch gefallen lassen? An so vielen Stellen, namentlich auf dem Lande, herrscht noch auf der einen Seite unverständiges Mitleid, auf der andern feige Angst vor den Stromern; daran scheitert häufig das Bemühen der Naturalverpflegungsstationen, dem Unwesen der Wanderbettelei ein Ende zu machen.

Verantwortlicher Herausgeber:
Pfarrer Lic. Martin Rade in Schönbach bei Löbau in Sachsen

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig